

Zur Besinnung

Liebe macht blind? Liebe macht sehend! (zu Joh 9, 141)

Gunda Mayer

Ein hochdramatisches Geschehen schildert der Evangelist: Angesichts eines Blinden am Weg stellen die Jünger Jesus die Frage nach dem sündigen Grund der Blindheit und erhalten eine rätselhafte Antwort, die Spannung erzeugt. Dann heilt Jesus die physische Blindheit – damit könnte das Problem gelöst sein. Doch unendliche Scheingefechte der sog. Frommen zunächst um die Person des Geheilten, dann um die Unzulässigkeit seiner Heilung am Sabbat führen in das eigentliche Problem, nämlich die Auseinandersetzung um die Person des Heilers, um Jesus also. Am Schluss steht, wie im klassischen Drama, die endgültige Wende: die Entscheidung des Geheilten für den Glauben an Jesus, die Entscheidung der Zuschauer gegen Jesus.

Das Drama spielt im Kontext der Auseinandersetzung Jesu mit den religiösen Führern in Jerusalem, die bereits versucht haben, ihn festzunehmen, um ihn zu töten. Die Reaktion Jesu macht klar, dass die Entscheidung gegen ihn die Entscheidung für die Sünde, die Gottferne, ist und damit Teil des endgültigen Gerichtes. Letztlich geht es in diesem Heilungsbericht weniger um das physische als um das innere „Sehen“, um den Glauben an die göttliche Sendung Jesu nämlich.

Wer blind ist, dem bleibt die Welt nicht nur dunkel, dem fehlt nicht nur Farbe und Licht, nein, dem ist räumliche Orientierung schwierig, sein Leben ist anstrengend und gefährdet, weil er Hindernisse und Entfernungen nicht sieht, ebenso wenig Mimik und Gesten seiner Mitmenschen – auch nicht sein eigenes Spiegelbild; er bleibt selbst heute trotz aller technischen Hilfsmittel in manchem auf die Hilfe anderer angewiesen, die seine Augen ersetzen, für ihn sehen.

Sehen können wir heute so weit und so viel wie nie zuvor: Mit Skype, WhatsApp, Google holen

wir uns auf digitalem Weg ferne Menschen und Welten heran; wir können uns selber dank Selfies überallhin sichtbar machen; mittels gigantischer Teleskope sehen wir in Millionen von Lichtjahren entfernte Galaxien, mit Elektronenmikroskopen in die Nanowelt der Zell- und Atomkerne; viele Formen von Erblindung kann die heutige Medizin verhindern, evtl. sogar durch Nano-Technik im Gehirn ausgleichen, quasi heilen. Was macht dann diese biblische Heilungserzählung für uns noch bedeutsam, vielleicht sogar unverzichtbar?

Wenn wir um uns blicken mit offenen Augen, dann stellen wir weltweit eine neue wachsende Form der Blindheit fest, die Blindheit gegenüber der Not: Augen werden geschlossen vor sozialen Katastrophen wie den Kriegen in Afrika und im Vorderen Orient, vor dem mörderischen Flüchtlingselend vor Europas Haustür, aber auch vor himmelschreienden Arbeits-Bedingungen z. B. der Näherinnen in Bangladesch oder vor unserem Familien-ungerechten Steuersystem. Dieses Wegsehen mag bei manchen ein Akt der Resignation sein. Zusätzlich lehren Politiker wie Trump ein merkwürdiges „Sehen“, das die Augen manipuliert: Farbige und Frauen „sicht“ man da als Untermenschen, Flüchtlinge als Bedrohung, die Welt als einen großen Handelsplatz für die, die Geld haben, Natur und Klima als bloße Ware, wissenschaftliche Erkenntnisse als Lügen usw. Was tun gegen eine solche Blindheit, die aus Bequemlichkeit, Selbstvergötzung und Menschenverachtung geboren ist, Hass sät und aus Hass lebt? Tatsachen anführen, protestieren, demonstrieren, entlarven, das ist der Weg, den Politiker und Presse, Intellektuelle, Künstler, engagierte Christen wie Nichtchristen, versuchen – mit fraglichem Erfolg.

Jesus geht einen anderen Weg.

Er *sieht*, so sagt Johannes, einen Mann, der von Geburt an blind war, d.h. er nimmt seine Not wahr. Seine Jünger „sehen“, wie viele fromme Juden damals, in der Blindheit vor allem eine Folge von Sünde. Blinde lebten darum am Rand der Gesellschaft, man wandte sich ab von ihnen. Jesus dreht die Blickrichtung um: Blindheit ist für ihn eine Herausforderung an die, die sehen können, die im Licht sind, letztlich an Gott, der das Licht selber ist, anwesend in Jesus. *Jesus wendet sich darum dem Blinden zu* mit seinem Blick, der ein verstehender, ein liebender Blick ist; er wendet sich dem Blinden zu mit seiner Körperlichkeit, berührt seine Augen, öffnet sie; der „Teig aus Erde und Speichel“ erinnert an die Schöpfungsgeschichte. Jesus, so verstehen wir, wirkt als Schöpfer, schenkt dem Blinden das Augen-Licht und macht ihn so zu einem neuen Menschen. Bezeichnenderweise erkennen Nachbarn den vorher Blinden nicht. Wen der liebende Blick Gottes ansieht, der wird ein neuer Mensch, in jeder Beziehung.

Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt. – so Jesu Wort, so die Erfahrung seiner Jünger – angefangen bei dem Geheilten:

Jesus bringt Licht in die Welt (nicht nur) des Blinden. Unter seinem Blick der Liebe werden dem Blinden die Augen geöffnet über sich, über die eigene Situation, über Menschen um ihn; der Geheilte lässt sich von diesem Licht bescheinen, nimmt es an, dankbar, immun gegen alle Ränke der Neider, Rechthaber und hasserfüllten Gegner Jesu. Er nutzt das gewonnene Licht, um den zu sehen und dem zu vertrauen, der es ihm gebracht hat – eine Reaktion des gesunden, geheilten Menschenverstandes: „Ich glaube, Herr.“ Und er entwickelt in der Argumentation gegenüber den Gegnern erstaunliche Klugheit, ungeahnte Fähigkeiten – er ist wirklich ein neuer Mensch geworden.

Hier ist das *innere* Auge des Menschen geheilt, seine Gottesbeziehung. In Jesus erkennt er den gottgesandten Herrn der Endzeit, den Menschensohn – es ist eine Geschichte über das Licht des Glaubens, das Gott selber schenkt; Luther, dessen wir in diesem Jahr gedenken, hat Jahrhunderte später die Christenheit mit Macht daran erinnert, Gott sei Dank.

Doch unsere Geschichte endet nicht mit Lob und Dank, sondern zeigt, dass man sich dem Blick der Liebe verschließen, ja, sogar mit Hass antworten kann – eigentlich unbegreiflich, aber ebenfalls Erfahrung: Die sog. „Pharisäer“, „die Juden“, die, die vorher schon meinten, richtig zu sehen, die also gar nicht mehr richtig hinsehen, fühlen sich gestört. Das Licht, das Jesus bringt und ist, beleuchtet auch sie, aber sie können offenbar nicht glauben, dass es der Blick der *Liebe* ist, der sie trifft. Ohne dieses Vertrauen kann es schon sehr unangenehm sein, sich wirklich gesehen und also erkannt zu wissen – man fühlt sich entlarvt; noch unangenehmer kann es sein, im Licht sich selber zu erkennen. Darum wehren sich „die Pharisäer“ gegen das Licht – mit allen Mitteln bis zum Ausstoßen des wahrhaftig und neu Sehenden; sie wollen nicht sehen, nicht gesehen werden – und bleiben fern vom Licht, von Gott, blind in einem umfassenden Sinn. Das ist das Gericht.

Der härteste Vorwurf der Gegner Jesu: der ehemals Blinde sei ein Anhänger Jesu, „Liebe macht blind“, sozusagen. Was diese Perikope lehrt: Hass macht blind, Liebe macht sehend – das erfährt der Blinde, das wird den religiösen Fachleuten damals vorgeführt, das gilt auch für uns. Die Liebe Gottes ist uns geschenkt in Jesus Christus, der die Finsternis von Hass und Angst durchdringt, unser Leben hell machen kann wie das des Blinden. Sein Licht ist bei uns – im Brot des Altares, in Seinem Wort, in der Gemeinschaft aus Glauben und Vertrauen.

Nehmen wir das Geschenk an, sehen wir Ihn, sehen wir die Menschen um uns in Liebe an, immer wieder, immer wieder neu; wer weiß, ob dieser Blick dann nicht auch unentdeckte Fähigkeiten freisetzt. Was werden wir, was werde ich bei mir *entdecken*, wenn wir uns selber so unter dem liebenden Blick Gottes ansehen?

Was Kirche betrifft: Heißt Reform hier nicht durch die Jahrhunderte hindurch bis heute, dass Kirche immer wieder aufgerufen war und wurde, den Blick der Liebe je neu auf ihre eigene Aufgabe und auf die Bedürfnisse der Menschen zu richten? Und was kann in unserer Kirche freigesetzt werden, wenn sie diesen Blick der Liebe neu wagt, auch auf die Rolle der Frau?

*Aus der Predigt in der Eucharistiefeier auf der
Jahreskonferenz 2017 in Hofheim.*



Das Thema

Gemeinden in Not

Wer in letzter Zeit aufmerksam kirchliche Diözesan- oder Fachzeitschriften gelesen hat, der kann feststellen, dass der Priestermangel und seine Folgen plötzlich von unterschiedlichsten Standpunkten aus dargestellt und Lösungsvorschläge präsentiert und kontrovers diskutiert werden. Allerdings fällt auf, dass die öffentliche Diskussion darüber zwischen Theologieprofessoren, Priestern und Diakonen geführt wird, dass aber Stimmen der eigentlich Betroffenen, nämlich Stimmen aus dem Volke Gottes fehlen. Entspricht das den Tatsachen oder nur der öffentlichen Wahrnehmung? Überlässt das Kirchenvolk die Frage und Forderung nach den notwendigen Änderungen an der kirchlichen Basis allein den kirchlichen Amtsträgern? Wir möchten gern dazu beitragen, dass die kirchliche Basis, das Volk Gottes, die Diskussion nicht nur verfolgt, sondern sich einmischt, eigene Vorstellungen entwickelt und aufzeigt, woran Gemeinde und Gemeindeleben unter derzeitigen Amtsvorgaben leidet. Deshalb bringen wir im Folgenden die wichtigsten Äußerungen der letzten Zeit zu diesem Thema zusammengefasst oder im Original: Priester mit und ohne Zölibat: Priesterweihe für ständige Diakone; Frauen, zölibatär oder nicht, als Priesterinnen; Korinthpriester. Wir hoffen und würden uns freuen, wenn die darin vorgestellten durchaus kontroversen Lösungsvorschläge zu lebhaften Auseinandersetzungen und Diskussionen in den Gruppen oder auch Pfarrgemeinden führen würden, damit auch unsere (Laien)Verantwortung für das kirchliche Leben ihren Ausdruck findet.

Christa Herrmann

Zukunftsvisionen: für die Gemeinden oder für den Priesterstand?

Christa Herrmann

Die klassische Pfarrei sei noch lange nicht tot, so äußerte sich jüngst der neu ernannte Mainzer Bischof Peter Kohlgraf, und er warnte davor, das Alte gering zu achten. Doch wem sagt er das? Wem gilt sein Warnruf?

Das Kirchenvolk vor allem in ländlich geprägten Wohnorten weiß das nicht nur, sondern leidet schon lange darunter, dass die kirchlich Verantwortlichen ihnen eine neue, soziologisch ermittelte Struktur von Gemeinde schmackhaft machen wollen, die aber dem Begriff von Gemeinde, so wie er bisher geprägt war, in keiner Weise mehr entspricht. Seelsorgeeinheit (Erzdiözese Freiburg) ist denn auch das passendere Wort. Noch treffender sollte man es **Seelsorgereinheit** nennen, denn der ausschlaggebende Messwert für solch eine Einheit ist die Anzahl der vorhandenen Priester. Doch auch das trifft nicht mehr so recht das neue Gebilde; denn wer verbindet mit dem priesterlichen Wirken noch vorrangig Seelsorge

und nicht vor allem an erster Stelle Sakramentenspende – Eucharistiefeier, Beerdigungen, Hochzeiten, Taufen? Der Wunsch nach Seelsorge, nach seelsorgerlichem Gespräch wird oft, nicht zuletzt aus Rücksicht auf die anderweitig überlasteten Priester, immer mehr zurückgestellt – und verdunstet.

Es mag sein, dass manche eine solche Situationsanalyse als überzeichnet betrachten. Dennoch werden wohl nicht von ungefähr gerade in letzter Zeit Stimmen, die eine Änderung, eine neue Sicht anmahnen, immer häufiger und die Lösungsvorschläge immer vielfältiger.

Ein Lösungsvorschlag der letzten Zeit hat ein zwiespältiges Echo hervorgerufen. Es ist der gemeinsame Vorschlag des Professors für Dogmatik und Liturgiewissenschaft an der Universität Freiburg, Helmut Hoping, der auch ständiger Diakon ist und des Professors für Pastoraltheologie an der Universität Mainz, Philipp Müller, ehemals Regens des Freiburger Priesterseminars. Ihr Vorschlag, veröffentlicht in

der Herderkorrespondenz 3/2017, lautet, unter ganz bestimmten Voraussetzungen „viri probati“ zu Priestern zu weihen. Doch bevor sie diesen Vorschlag präziser entfalten und darlegen, begründen sie aus der Kirchengeschichte und mehreren päpstlichen Schreiben den hohen Wert der Verbindung von Priesteramt und Zölibat und fassen abschließend zusammen: „Jesus selbst hat ehelos gelebt, ebenso Paulus. Es wäre ein großer Verlust, wenn es den zölibatär lebenden Priester als Gemeindeführer, Verkünder des Wortes Gottes und Vorsteher der Eucharistie wie der übrigen sakramentalen Feiern nur noch in seltenen Ausnahmefällen gäbe. - Wir sprechen uns daher dafür aus, die Stellung des zölibatär lebenden Priesters in und gegenüber der Gemeinde zu stärken und die Berufungspastoral weiter zu intensivieren.“ (HK 3/17, S.15) Da jedoch in absehbarer Zeit kaum mit einem starken Anstieg des Priesternachwuchses zu rechnen ist, sollte nach anderen vertretbaren Lösungen gesucht werden, um ein immer stärkeres Verblässen der sakramentalen Struktur der Kirche zu verhindern.

Doch was sind nach Auffassung der Autoren vertretbare Lösungen? Den schon zu anderen Zeiten und von anderen Personen (Kardinäle Ratzinger 1969, Lehmann, Kasper, Bischof Kräutler) gemachten Vorschlag, bewährte verheiratete Männer – „viri probati“ – zu Priestern zu weihen, greifen sie auf, schränken den Personenkreis der „viri probati“ aber ein auf den Kreis der ständigen Diakone. Damit scheiden Pastoralreferenten, Gemeindeführer, Religionslehrer und anderweitig kirchlich engagierte und bewährte Männer für eine evtl. Priesterweihe von vorneherein aus. Sie schreiben: „Um dem Mangel an Priestern zu begegnen, plädieren wir dafür, Männer aus dem Kreis der ständigen Diakone, die Teil des einen sakramentalen Ordo sind, unter bestimmten Bedingungen mit Dispens vom Weihehindernis der Ehe die Priesterweihe zu spenden (can. 1042 1° CIC). Darunter können auch ehemalige Pastoralreferenten sein, die nach ihrer Weihe eine Zeit lang als Diakone gearbeitet haben“ (ebenda S. 15). Ausdrücklich ausgeschlossen werden Frauen, aber auch laisierte Priester, die oft jahrelang hervorragende priesterliche Dienste geleistet haben. Diakone,

die für eine nachfolgende Priesterweihe in Frage käme, sollten, nach Meinung der Autoren, menschlich, geistlich, intellektuell und pastoral für diesen Dienst geeignet sein. Was das im Einzelnen bedeutet, weisen sie nur für die intellektuelle Eignung nach, nämlich ein zusätzliches theologisches Studium, das über die theologische Ausbildung der Diakone hinausgeht.

Zusätzlich zu diesen persönlichen Eignungen schlagen sie als Auswahlkriterien ein Mindestalter von 50 Jahren vor, damit Kindererziehung abgeschlossen und ein ausreichender Abstand zur Weihe zölibatärer Priester gegeben sei, außerdem die Zustimmung der Ehefrau und das Versprechen, nach dem Tod der Ehefrau keine neue Ehe einzugehen.

Abschließend stellen sie noch einmal klar: „Unser Vorschlag stellt den Wert des Zölibats nicht in Frage, er will ihn angesichts des Priestermangels vielmehr bewahren. Auf den möglichen Einwand, ob sich in Zukunft noch junge Männer finden werden, die versprechen, zölibatär zu leben, ist zu antworten: Der Zölibat ist nicht zuerst ein Gesetz, sondern ein von Gott geschenktes Charisma. Wir vertrauen darauf, dass Gott der Kirche auch zukünftig dieses Charisma schenken wird.“ (ebd. S.16)

Der hier in aller Kürze vorgestellte Vorschlag der zwei Theologen hat vor allem in Priester- und Theologenkreisen Widerspruch hervorgerufen (siehe S. 5 „Zu kurz gedacht“ v. Richard Hartmann und S. 6 Pfarrer-Initiative Deutschland).

Als Teil des Kirchenvolkes und kritische Leserin des Vorschlags drängt sich mir der Verdacht auf, dass hier nicht zuerst die Sorge um das Glaubensleben der Gemeinden vor Ort im Zentrum der Überlegungen stand, sondern die Sorge um die klerikale Struktur von Gemeinde, vor allem die Sorge um den Erhalt des zölibatären Priestertums, zu dem die Diakone, wie die Autoren hervorheben, als „Teil des einen sakramentalen Ordo“ (ebd. S.15) eine besondere Nähe haben.

Doch was bewegt das Kirchenvolk? Was wünschen sich die Gläubigen zur Stärkung und als Ausdruck ihrer Glaubensgemeinschaft?

„Die Kirchengemeinden sind von ihrem Wesen her ein soziales Netz. Die Gemeinde ist ein Ort, wo existenzielle Fragen angesprochen werden, wo man nach dem Sinn des Lebens und nach Gott fragt und aus dem Glauben lebt.“ (Publik-Forum, 10/17 S.32) In aller Kürze ist das eine gute Beschreibung von Gemeinde als kleinste Zelle von Kirche. Solche Gemeinden in überschaubaren Größen und mit sozialen Bezügen brauchen im Kirchenvolk geerdete Seelsorger oder auch Seelsorgerinnen, die nicht nur wissen, welche Fragen und Zweifel die heutigen Menschen bewegen, sondern die selber mit solchen Fragen und Zweifeln konfrontiert eine Glaubenshoffnung leben und verkünden, die ansteckt und überzeugt. Ob solche Seelsorger/Priester vorher Diakone waren, ob sie jung oder alt sind, ja auch ob sie zölibatär leben oder nicht, ist für das Glaubensleben einer Gemeinde weit weniger wichtig als die durch sakramentale und pastorale Glaubensimpulse ermöglichte Erfahrung von im Glauben getragener lebendiger Gemeinschaft in einer überschaubaren Gemeinde. Das lehren uns bereits die Apostelgeschichte und der Apostel Paulus.



In der Herder Korrespondenz 5/17 erschien eine Erwiderung von Prof. Richard Hartmann zu dem Artikel von Hoving und Müller unter dem Titel „Zu kurz gedacht“. Mit freundlicher Erlaubnis des Autors möchte ich im Folgenden wichtige Passagen daraus zitieren, die den Vorschlag von Hoving/Müller kritisch hinterfragen und stattdessen weitere Möglichkeiten ins Gespräch bringen.

Gertrud Singer

Zu kurz gedacht

Richard Hartmann (in Auszügen)

Warum sollen gerade die verheirateten Diakone zu Priestern geweiht werden? Die Gestalt des Diakonats ist in den vergangenen Jahrzehnten immer deutlicher mit einem diakonischen Profil gezeichnet worden, und viele Diakone haben dies auch zu ihrer spirituellen Identität werden lassen. ...Wenn ihr Dienst

letztlich wieder vorrangig als Vorstufe zum „eigentlichen“ Priesteramt verstanden wird, verwischt sich dieses eigene Profil.

Was bedeutet es, dass die Gruppe der Priester durch noch mehr Menschen im höheren Alter verstärkt wird, wenn die Kandidaten wie vorgeschlagen mindestens 50 Jahre alt sein sollen? Wird dies nicht zum sichtbaren Ausdruck einer überalterten Kirche? Bringt dies nicht zum Ausdruck, dass den Jüngeren nicht zugetraut wird, dass sie die entsprechende Treue aufbringen? Warum sollen daneben nicht auch andere Menschen, in Pastoral und Familie besonders erfahrene Gemeinde- und Pastoralreferenten, zu Priestern geweiht werden? Für mich gibt es keinen Grund gegen solche Erweiterung der Zulassungsbedingungen.

Müssen überhaupt alle Priester Volltheologen sein? ...So wäre zu fragen, ob die zentralen Aufgaben, nämlich der Dienst der Einheit mit Welt- und Ortskirche, die Verantwortung für die Feier der Sakramente, das Glaubenszeugnis und die individuelle Seelsorge auch ohne „Magister Theologiae“ zu leisten sind. Die Rolle der akademisch geprägten Theologie ist damit nicht hinfällig. Qualifizierte Theologinnen und Theologen werden gebraucht in Reflexion und Vertiefung, in Konzeption und in verantworteter Impulssetzung. Doch diese Aufgaben müssen nicht von jedem Priester in der Gemeinde erfüllt werden.

Schließlich stellt sich die Frage, ob es in unseren Breiten wirklich schon Priesterangel gibt. Wer sich die weltkirchlichen Verhältnisse anschaut, wird hier ganz schnell still und stumm. Da – so müsste man sagen – geht es uns noch sehr gut. Die Verteilung der Priester in unserem Land ist sehr unterschiedlich, um nicht zu sagen, sehr ungerecht...Die „Versorgung“ wird nicht mehr so sein wie noch in den Sechziger- und Siebzigerjahren des letzten Jahrhunderts. Doch bleibt nicht auch die Frage, ob die derzeitige Entwicklung Zeichen des Heiligen Geistes ist dafür, dass Kirche nicht mehr allein durch Priester als verbeamtete, hauptberufliche Monopolisten organisiert wird, dass es ganz neue Aufgaben und Rollenzuweisungen braucht (inklusive der Priester im Nebenberuf)?

Müsste nicht an anderer Stelle gefragt werden, warum sich etliche in unserer Kirche nicht mehr so sehr nach der Eucharistie sehnen? Das liegt möglicherweise nicht an der Glaubensschwäche der Menschen, sondern an der Ferne der Liturgie in Ritus und Verkündigung. Hier braucht es eine neue Dichte und Tiefe. Die Feier der Liturgie darf nicht im reinen Ritusvollzug stecken

bleiben. Sie wird die Menschen dann in ihren Tiefen erfassen, wenn sie erleben, wie ihr Leben, ihre Fragen und Hoffnungen, ihre Ängste und Sehnsüchte darin Resonanz finden. Wo solche Erfahrungen möglich sind, wird die Sehnsucht nach und die Bereitschaft zur Mitfeier groß. Im Übrigen zeigt sich her auch, wie schlimm es ist, wenn gültig zelebrierende Priester nicht ausreichend sprachlich mit der feiernden Gemeinde kommunizieren können. Das gilt sowohl für die „Priester der Weltkirche“, die nicht ausreichend deutsch sprechen, als auch für diejenigen, die sich nicht auf die Kultur der Gegenwart einlassen und in längst vergangenen Denkmustern stecken geblieben sind.

Ist es aber wirklich unumstößlich, dass die Zulassung zur Weihe nur für Männer denkbar ist? Wir sind inzwischen so weit, dass die Weihe von Diakoninnen als historisches Faktum betrachtet wird. Wir haben in Maria Magdalena eine „Apostola Apostolorum“. Und im Römerbrief (16,7) ist die Apostolin Junia in der revidierten Einheitsübersetzung endlich richtig übersetzt und nicht wie vorher maskuliniert.... Überraschenderweise ist es inzwischen die Orthodoxie, die hier vorseilt. Patriarch Theodoros II. von Alexandrien hat sechs Frauen zu Diakoninnen geweiht, was vom Athener Theologen Evangelos Theodorou als frischer und wichtiger Schritt gewertet wird. Recht hat er: Die Zulassung von Frauen zum Weihesakrament kann nicht in einer Weihestufe stehen bleiben... **Wenn über Veränderungen nachgedacht wird, muss endlich die Rolle der Frauen neu bestimmt werden.**



Pfarrer-Initiative Deutschland

Zusammenschluss reformorientierter Priester und Diakone

Gemeinde mit Zukunft

Die Pfarrerinitiative stellt ein erweitertes Lobinger-Modell zur Diskussion

Hintergrund:

- Die pastorale Situation ruft eklatant nach einer Neuorientierung. Die immer größer werdenden Seelsorgeeinheiten, oft mit zusätzlichen Administrationen für vakante Pfarreien verbunden, lassen dem Pfarrer nicht genügend Raum und Zeit für die Seelsorge.
- Die Zentralisierung auf Mittelpunkte führt zum Ausbluten der kleinen Gemeinden. Wir missachten so vielfach die in allen Christen verborgenen Charismen, wenn es keine Möglichkeiten gibt sie einzubringen.
- Die bereits aktiven Laien in der Gemeinde bekommen vom Pfarrer immer noch mehr aufgebürdet. Überforderung lähmt, macht müde und führt zur Resignation.
- Das „Versorgungsdenken von oben“ hilft nicht mehr. Es ist der falsche Weg. Auch hilft es nicht, immer mehr Priester aus priesterreichen Gegenden der Welt anzuwerben. So wichtig kultureller Austausch und Begegnung sind, es ist keine Lösung auf Dauer. Darauf hat gerade auch Bischof Kräutler eindringlich hingewiesen.
- Auch der Weg, hauptamtliche Ansprechpartner für die Gemeinden zu bestimmen, ist ungut, weil er das bestehende Versorgungsdenken bestärkt. Auch droht die Gefahr neuer Klerikalisierung (durch Laien).

Deshalb schlagen wir in Anlehnung an das Modell der Paulus- und Korinthpriester von Bischof Fritz Lobinger und Paul Zulehner vor, die folgenden Punkte zu diskutieren. Hilfreich


ist die Reflexion von Röm 16 und 1Kor 16, wo Paulus viele Namen von Leiterinnen und Leitern der Gemeinden in Rom und Korinth direkt erwähnt.

1. In jeder Gemeinde von Christen – und sei sie noch so klein – ist der Geist Gottes präsent und wartet darauf, wirken zu können. Dazu braucht es Gebet, Reflexion und Austausch.
2. Darum soll jede Gemeinde sich in diesem Geist zusammensetzen, ihre Situation bedenken und sich fragen, was ihr wichtig ist, um als Gemeinschaft des Glaubens heute in unserer Welt wirksam zu werden. Unter den Stichworten von Liturgie, Diakonie und Martyria soll sie formulieren, welche Aktivitäten ihr wichtig sind, um missionarische Gemeinde zu sein.
3. In diesem Prozess wird die Gemeinde begleitet und unterstützt vom Pauluspriester und hauptamtlichen Laien, die mithelfen, die Charismen in der Gemeinde zu entdecken.
4. Das Ziel dieses Prozesses ist die Bildung eines Korinthpriesterteams von mindestens 3 Personen. Lobinger/Zulehner sprechen von viri probati und denken irgendwann auch an feminae probatae. Wir sprechen von Frauen, Männern, Ehepaaren. Frauen und Männer können ledig oder verheiratet sein. Beim Ehepaar denken wir an Priska und Aquila, die in der Apostelgeschichte mehrfach erwähnt werden und in Rom, Korinth und Ephesus missionarisch und gemeindeleitend tätig waren.
5. Ähnlich den Diakonen im Zivilberuf schält sich in jeder Gemeinde – und sei sie noch so klein – dieses Team heraus, das von allen akzeptiert und getragen sein muss. Dieses Team wird dann dem Bischof zur Ausbildung und danach zur Ordination vorgeschlagen.
6. Es gibt dann kein Ausbluten einer Gemeinde mehr. Jede Gemeinde kann die Eucharistie als ihr Zentrum und ihre Kraftquelle feiern. Sie ist seelsorgerisch aktiv und kann so missionarisch Salz der Erde und Licht für die Welt sein.
7. Die einzelnen Korinthpriesterteams einer Stadt oder einer ländlichen Einheit verbünden sich, tauschen sich untereinander aus, beraten sich. Dabei werden sie unterstützt und begleitet von einem "herumreisenden" zölibatären Pauluspriester, der so wirklich Seelsorge an den Teams leisten kann.
Die hauptamtlichen Lientheologinnen und -theologen werden entsprechend ihren Begabungen integriert und für Katechese oder kategoriale Dienste eingesetzt.
8. Für Konflikte in den Teams, in der Gemeinde, im Verbund sind psychologisch fähige Laien oder Priester ansprechbar.
9. Die Vorbereitung auf dieses Modell soll überall dort intensiviert werden, wo eine Vakanz ansteht.
10. Die kirchliche Verwaltung wird dort aktiv, wo sie von der Gemeinde vor Ort angefragt wird gemäß der Subsidiarität. Die Dekane (oder Pauluspriester) sind verantwortlich für die Solidarität der Gemeinden. Vermutlich entwickelt sich da eine Vielfalt von Formen des Miteinander und der entsprechenden Dienste.

Unser Modell achtet Gemeinde als Subjekt der Seelsorge und vertraut auf die vielfältigen Gaben des Heiligen Geistes, der uns immer wieder zu neuen Ufern lockt.

Wir vertrauen auf das Wort von Papst Franziskus an Bischof Kräutler im Gespräch über das Lobinger-Modell: „Mach mutige Vorschläge!“

Daher: Bringen sie dieses Modell in Ihre Gruppen und Gremien ein. Diskutieren Sie es, ergänzen und entwickeln Sie es weiter. Wir freuen uns auf Ihre Gedanken und Inspiration dazu!

| | | |
|---|----------------|--|
|  | Sprecherkreis: | Pfarrer Christian Ammersbach, Diözese Würzburg Pfarrer Karl Feser, Diözese Würzburg Pfarrer i.R. Wolfgang Gramer, Diözese Rottenburg-Stuttgart Pfarrer Georg Lichtenberger, Erzdiözese Freiburg Pfarrer Ulrich Skobowsky, Diözese Rottenburg-Stuttgart Pfarrer i.R. Max Stetter, Augsburg |
| | | Pfarrer-Initiative Deutschland Internetseite: www.pfarrer-initiative.de E-Mail-Kontakt: info@pfarrer-initiative.de |

Die Frauenfrage hat Sprengmaterial

Zusammenfassung des Interviews von Madeleine Spendier mit Prof. Dr. Johanna Rahner

Mathilde Pirzer-Hartmann

Frau Prof. Dr. Johanna Rahner lehrt an der Universität Tübingen Dogmatik. In dem Interview zeigt sie interessante Aspekte zur Priesterweihe der Frauen auf.

Zunächst weist sie auf *Karl Rahner* hin, der schon in den 1970er Jahren schrieb, dass die Lösung der Frauenfrage in der katholischen Kirche keine 100 Jahre mehr Zeit hätte und die Verweigerung der Weihe von Frauen theologisch letztlich nicht zu begründen sei. Sein Votum: Es gibt kein stimmiges ekklesiologisches oder historisches Argument, das Frauen vom Weiheamt ausschließen würde.

Frau Rahner sagt, *Johannes Paul II.* habe in seinem Schreiben „*Ordinatio sacerdotalis*“ (1994), in dem er die Priesterweihe von Frauen kategorisch ablehnte, kein zusätzliches inhaltliches Argument gebracht, das nicht schon Paul VI. angeführt habe; man müsse deshalb darüber nicht mehr diskutieren. Die eigentliche

theologische Fragwürdigkeit sei, dass Frauen die Weihe verweigert wird.

Die Argumente gegen das Frauenpriestertum, die angeführt werden, seien eher Scheinargumente. Oft wird argumentiert, dass nur männliche Apostel in der Nachfolge Jesu stehen, die Auferstehungszeugin und Apostelin Maria von Magdala wird dabei übersehen. *Papst Franziskus* geht da andere Wege.

Er setzt auf die Wirkung von Wort und Bild, um **Frauen in kirchlichen Leitungsfunktionen sichtbar zu machen**. Auch in einigen deutschen Bistümern werden immer mehr Frauen in hohe kirchliche Verwaltungs- und Entscheidungspositionen berufen. Irgendwann wird es selbstverständlich und normal sein, dass Frauen dort präsent sind. So ähnlich könnte es auch für liturgische Dienste sein.

Es geht aber um mehr, es geht **um die sakramentale Weihe**. Frau Rahner verweist auf das theologische Argument, dass alles amtliche Handeln der Kirche auch ihrer sakramentalen

Gestalt entsprechen muss. Wenn wir ein entsprechendes Handeln der Frauen in der Kirche haben, dann müsste die sakramentale Weihe eigentlich notwendige Konsequenz daraus sein. Frauen übernehmen in den Gemeinden vielfältige pastorale Aufgaben. Das gilt auch für Pastoralreferenten und Gemeindeferenten. Auch diese Berufungen wären eigentlich ein Weiheamt, wenn man es ernst nimmt.

„Eine Weihe bedeutet, sakramental ein Handeln zu legitimieren, das im Auftrag der Kirche und in persona Christi, also im Namen Christi stattfindet. Was soll denn sonst eine Weihe sein? Wozu werden Priester zu Priestern geweiht? Doch nicht, weil sie ein zusätzliches Gnadenpäckchen bekommen! Durch die Weihe werden Menschen weder zu besseren Christen, noch haben sie mehr Gnaden, sondern sie werden in Dienst genommen und ihnen werden Verheißungen des Heiligen Geistes zugesagt für eine bestimmte Funktion, die dem Aufbau und Wirken der Kirche dient. Und diese pastoralen Funktionen bilden das Kerngeschäft der Kirche.“

Frauen übernehmen dieses Kerngeschäft der Kirche historisch schon lange, nur ohne Weihe. Die Kirche hält also ihre eigenen Prinzipien nicht ein. „Die katholische Kirche besteht – theologisch zu Recht – immer darauf, dass alles pastorale Handeln notwendig auch sakral sei. Da stellt sich schon die Frage: Was ist das bei Frauen? Was kann das auf Dauer sein? Auf Dauer kann es nicht sakramental sein, denn dann würde die katholische Kirche ihre gesamten ekklesiologischen und amtstheologischen Prinzipien auf den Kopf stellen.

Daher müssen wir die Konsequenz daraus ziehen: **Entweder Frauen gar nichts tun zu lassen oder das, was sie tun, endlich als das zu akzeptieren, was es ist, nämlich sakramentales theologisches Kerngeschäft der katholischen Kirche.** Und das heißt schlicht und ergreifend: **Weihe!** Erst dadurch wird deutlich, **dass Frauen im Auftrag und als Abbild der Kirche handeln.**“

Wie ist das bei „geweihten Jungfrauen“ und „geweihten Äbtissinnen“? Manche konservativen Kreise halten diese nicht für eine echte Weihe. Das ist falsch, denn eine Weihe wirkt durch das

Gebet und durch die Anrufung des Heiligen Geistes. Wer geweiht ist, ist von Gott gesandt. Eine Äbtissin trägt einen Ring und hält bei besonderen Anlässen den Hirtenstab in der Hand, denn sie leitet eine Gemeinschaft und verkündet das Wort Gottes in der Predigt. Sie ist damit in ihrer Funktion ähnlich wie ein Bischof, aber nur jurisdiktionell, nicht sakramental, das ist der Unterschied.

Karl Rahner hat in den 1970er Jahren über das **Amt der Frau** gesagt: Wenn wir die Funktionen für Frauen, die wir jetzt schon haben, präsent machen in den Köpfen der Menschen, dann können wir, wenn sich die Mentalität der Zeit ändert, schrittweise und ohne die Einheit der Kirche zu riskieren, den Rest machen.

Die Frage ist, warum wir das nicht schon jetzt machen können. Auch das war schon Karl Rahners Frage. Die Frauenfrage hat Sprengmaterial. „Man kann sie aber dadurch entschärfen, dass man sukzessive vorgeht, Frauen präsenter macht. Man muss außerdem den historischen Nachweis führen, dass auch die amtliche Struktur von Kirche nicht in Stein gemeißelt ist, sondern sich entwickelt und verändert hat und sich dabei stets auch von der Lebenswelt hat beeinflussen lassen. Dem liegt das gute Prinzip der Pastoralbriefe (Timotheusbriefe und Titusbrief) zugrunde: Damit das Wort Gottes nicht in Verruf gerate. So kann **sakramentales Handeln im Namen der Kirche durch Frauen theologisch legitimiert** und dadurch viel selbstverständlicher werden.“

Konkret: Im ersten Schritt die Lösung des Zweiten Vatikanums anstreben und ein Modell angehen, das dem Ständigen Diakonat für verheiratete Männer ähnelt.

Die **theologische Legitimität einer Veränderung der sakramentalen Struktur** wird festgestellt und begründet.

Dann können die **Teilkirchen** auf der Welt, die mitgehen wollen und dort, wo es kulturell geht, beispielsweise **im ersten Schritt** das Amt der **Diakonin** einführen. Es muss nicht überall sofort eingeführt werden; in den Kirchen Afrikas zum Beispiel ist bis heute nicht einmal der männliche Ständige Diakon verbreitet.

Wichtig ist nur, dass wir endlich konkrete Schritte setzen und mutig vorgehen, damit die Glaubwürdigkeit der Kirche nicht verloren geht. Und damit Frauen endlich zu ihrem Recht kommen.

Das Interview wurde auf „katholisch.de“ veröffentlicht. (04.05.2017)

Priestermangel und Gemeinden

Gertrud Singer

In letzter Zeit ist zu diesem Thema einiges in Bewegung gekommen.

Es erschienen in verschiedenen Medien Artikel, die sich mit der Situation unserer Kirchengemeinden befassten und mit dem zunehmenden Mangel an Priestern, den viele von uns an ihren Wohnorten auch erleben. (siehe weitere Artikel dieser Ausgabe). Ich bringe einige ergänzende Beispiele:

Im Januar veröffentlichten 11 Pfarrer des Erzbistums Köln aus Anlass ihres goldenen Priesterjubiläums einen offenen Brief, in dem sie mit ihren Gemeinden und mit der Kirche ins Gericht gehen. Es bedrücke sie, dass die Frage nach Gott bei vielen Menschen kein Thema mehr sei. Sie üben Kritik an den Kirchenleitungen. Es brauche dringend mutige Vorstöße in der Zulassungsfrage zu den Weiheämtern „Es hat für uns keinen Sinn, den Heiligen Geist ständig um Berufungen zu bitten und gleichzeitig alle Frauen von diesen Ämtern auszuschließen.“ Einer dieser Pfarrer ist mir seit vielen Jahren persönlich bekannt. Er ist kein Revolutionär, aber wirklich in Sorge. Wir sollten sie ernst nehmen.

In vielen Regionen Deutschlands wurden Gemeinden nach der Anzahl der vermutlich vorhandenen Priester zusammengelegt und stoßen nun an ihre Grenzen. Die Zahl der Neugeweihten sinkt immer weiter. Kardinal Marx und Kardinal Kasper haben sich in letzter Zeit deutlich für Änderungen ausgesprochen, weil durch die Verknüpfung von Priester- und Leitungsamt die Arbeitsbelastung sehr gestiegen ist. Es werden den Pfarrern zunehmend Verwaltungsbeauftragte zur Seite gestellt, was etwas Entlastung bringt, aber auch neue Probleme!

Der Präsident des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken Thomas Sternberg sagte Mitte März zu den deutschen Bischöfen, es sei ihre erste und

wichtigste Aufgabe, den Priestermangel zu beseitigen. „Wir brauchen neue Ideen, wie man zu Priestern kommt!“

Der Bischof von Rottenburg-Stuttgart, Gebhard Fürst, hat sich in dieser Diskussion zum Fürsprecher für Frauen gemacht und spricht sich deutlich für die Weihe zu Diakoninnen aus. Der Osnabrücker Bischof Franz-Josef Bode erklärte: „Man muss fragen, ob Priesteramt und Zölibat immer miteinander verbunden sein müssen.“

In der Herder Korrespondenz 6/17 schlug Prof. Michael Seewald (Münster) vor, zölibatäre Frauen zu Priesterinnen zu weihen, was von offizieller Seite natürlich sofort Widerspruch hervorrief! Im „Christ in der Gegenwart“ 25/17 weist der Theologe und Psychologe Lorenz Wachinger auf die große Zahl von verheirateten Priestern hin, die weiterhin geweiht sind.

Besonders bewegt hat mich ein Interview mit der Botschafterin beim Heiligen Stuhl Annette Schavan (Zeitschrift des KDFB 4/17): „Was ich bedrückend finde, ist eine Entwicklung, die nahezu überall selbstverständlich ist: Was wir als Kirchengemeinde kannten, geht verloren... Das liegt an der Vorstellung: Wer die Gemeinde führt und für sie Verantwortung trägt, muss ein Priester sein. Und den gibt's nicht mehr. Das heißt, die Zusammenlegung von Kirchengemeinden... ist ein pragmatisch - organisatorisch-technokratischer Weg für mich ohne jeden spirituellen Impuls. Eigentlich heißt das doch: Wenn ich nicht an der Theologie des Amtes weiterarbeiten will, wenn ich nicht möchte, dass es viri probati oder Diakoninnen gibt, dann muss ich den Laien eine andere Rolle geben. Aber auch das nicht zu tun, führt... zu Entwurzelungsprozessen... In 10 Jahren wird es klar sein, dass nicht die Menschen der Kirche weggelaufen sind, sondern dass es strukturelle Arrangements gibt, die zu einer Entwurzelung geführt haben.“

Literatur

Christian Kuster / Eberhard von Gemmingen SJ: Mutausbrüche Das christliche Abendland im Zeichen des Umbruchs

Beatrix Albrecht / Hiltrud Zimmer

„Es gibt drei Hügel, von denen das Abendland seinen Ausgang hat: Golgota, die Akropolis in Athen, das Capitol in Rom.

Aus allen ist das Abendland geistig gewirkt, und man darf alle drei, man muss sie als Einheit sehen.“

Theodor Heuss, Bundespräsident 1949-1959

Die beiden Autoren stellen dieses Zitat von Theodor Heuss an den Anfang ihres Buches.

Mit dem etwas provokanten Titel „Mutausbrüche“ leiten sie einen Gegenentwurf zu Angst und Wut der selbsternannten ‚Wutbürger‘ ein.

Beide sind katholische Theologen. Christian Kuster (geb. 1965) ist Religionslehrer, Liedermacher, engagiert sich in der Männerarbeit. Er ist verheiratet und Vater von zwei Kindern. Eberhard von Gemmingen (geb.1936) ist Jesuit und war von 1982 bis 2009 Leiter der deutschsprachigen Redaktion von Radio Vatikan.

Die Autoren plädieren für die Reflektion und Stärkung der eigenen Grundlagen, die Wiederentdeckung der christlichen Bräuche sowie einen angstfreien Umgang mit neuen Einflüssen und fremden Kulturen. „Was wir jetzt... mehr denn je brauchen, ist ein gut begründeter Standpunkt... Dieser... Punkt könnte eben der auf dem Hügel Golgota gründende Glaube sein.“ (S.14) Mit verschiedenen biblischen Beispielen betonen die Autoren die große Bedeutung der Flucht und des Fremdseins im Alten und im Neuen Testament. „Die Geschichte Israels ist eine einzige Weg- bzw. Fluchtgeschichte. Jesus selbst war ein Asylant in

Ägypten, er hatte nichts, wo er sein Haupt hinlegen konnte“, sagt Kuster in einem Interview.

In dem Buch reicht der Blick weit über die Kirche als Institution hinaus. „Es geht nicht um Konfessionen und deren Identität, sondern wir werden als Christen mit unserer Verantwortung angesprochen.“ (OVV Heimatzeitung vom 20.05.2017)

Die 160 Seiten des Buches haben die Autoren in sieben Kapitel eingeteilt, die jeweils mehrere Texteinheiten als Überlegungen beinhalten. Es ergibt sich ein breites Spektrum an Themenfeldern: „Hinführenden Überlegungen“ folgen die Kapitel: „Solidarität und Barmherzigkeit; Biblische Überlegungen; Die Hoffnung ist stärker als die Angst; Ideen für gelingende Geflüchtetenarbeit; Kriege als Niederlage für die Menschheit; Abschließende Überlegungen.“ Die Beiträge sind kurze abgeschlossene Einheiten, die sich unabhängig voneinander lesen lassen. In den Kapitelüberschriften finden sich die Begriffe, die für die Autoren eine Rolle spielen. Eine der zentralen Fragen ist: Gibt es eine Obergrenze für Nächstenliebe? Die Überlegungen hierzu sind wie auch zu den anderen Themenfeldern differenziert: „...Die These von der grenzenlosen Solidarität ist zunächst einmal ein spiritueller Ansatz, dem eine - zugegebenermaßen weit schwierigere - realpolitische Umsetzung folgen muss... Man darf nicht übersehen, dass eine Idealisierung der Moral die defizitäre Wirklichkeit noch dramatischer werden lassen kann.“

Das Buch liest sich flott, es gibt spannende Formulierungen: Jesus von Nazareth ist der

„Europäer aus Galiläa“ (S.17). „Nur durch sein Erbe lässt sich die Geschichte unseres Kontinents verstehen“ (S.17). Es gibt kritische Überlegungen zum Sprachgebrauch: Das Wort „Flüchtling“ sei wie viele Nomen mit dem Suffix -ling (Häftling,

Schönling) „eher negativ besetzt“ (S.12). Eine Alternative sei z.B. „Geflüchteter“.

Solche Informationen sind u.a. den zahlreichen Quellenangaben und Anmerkungen zu entnehmen, die sich in Gestalt von Fußnoten auf der jeweiligen Seite befinden. An ihnen erkennt der Leser, dass die Beiträge das Ergebnis einer intensiven Recherche sind: aktuelle Zeitungen und Zeitschriften, Bücher der letzten Jahre bzw. des letzten Jahres und das Internet.

Außer Bibelstellen werden klassische Philosophen und Denker herangezogen: „Was hätten Voltaire, Kant und Hegel zu tun gehabt ohne den jungen Mann aus Galiläa, mit dem sie einst ringen mussten. Die europäische Philosophie und Geistesgeschichte hätten ohne ihn wenig Denkstoff gehabt...“ (S.19). Die Autoren blicken aus neuen Perspektiven. So schildern sie in den Schlussüberlegungen die Bedeutung der Heiligen Franziskus, Martin und Bonifatius für die geistliche Entwicklung Europas.

„Die beiden Autoren rufen dazu auf, mutig zu sein. Mutig... in der Begegnung... mutig in der Ausübung..., aber auch mutig in der Bestärkung und Wiederbelebung christlicher Traditionen.“ (Katharina Zöpfl, *Münchener Kirchenradio*)

Literatur

Christian Kuster / Eberhard von Gemmingen SJ:
Mutausrüche
Das christliche Abendland im Zeichen des Umbruchs
Taschenbuch € 14,90, Ausgabe März 2017
Verlag Bonifatius, Paderborn

Weitere Leseempfehlung

Thomas Frings: Aus, Amen, Ende?

„So kann ich nicht mehr Pfarrer sein.“ So lautet der Untertitel des Buches, in dem Thomas Frings, ein Münsteraner Priester, ausführlich darlegt, weshalb er seine Tätigkeit als Pfarrer, der in drei Pfarreien nacheinander tätig war, aufgegeben hat. Nein, er will nicht heiraten und schon gar nicht aus der Kirche austreten. Frings betont, dass er gerne Pfarrer war und „mit Freuden genau in seiner Kirche“ Priester bleiben will. Er glaubt nach wie vor daran, dass es ein christliches Programm für unsere Gesellschaft gibt, für das es sich zu leben lohnt. Warum hat er sich dennoch, nach dreißig Jahren des Pfarrerseins, vorerst in ein Kloster zurückgezogen? Nach Exerzitien ist sein Entschluss gereift, seiner Gemeinde seine „Kurskorrektur“ mitzuteilen. Der öffentliche

Wirbel um seine Erklärung und viele, seine Anliegen bestärkende Rückmeldungen, haben zu seinem ausführlichen Buch geführt, das in kürzester Zeit zum Bestseller geworden ist.

Kaum ein Buch, das sich mit der konkreten Situation der deutschen katholischen Kirche befasst, hat mich so bewegt wie dieses, weil die Parallelen zum eigenen Erleben frappierend sind. So fragt er zum Beispiel, ob die verfassten kirchlichen Einrichtungen wie Schule, Kita und Gemeinde noch als „Lernorte des Glaubens“ taugen. Er kritisiert in keiner Weise das Engagement der in ihnen Wirkenden, sondern fragt nach der Gültigkeit des Modells für unsere konkrete Lage. So beschreibt er, wie die Vorbereitung auf den Empfang der Sakramente mit Modellen arbeitet, die von gleichen Voraussetzungen ausgehen, die aber nicht mehr oder nur auf wenige Gläubige zutreffen. Er spricht von der „strapazierten Hoffnung“ der Aktiven, die Saat werde schon eines Tages aufgehen, und stellt ernüchternd fest, dass die erste Generation derer, denen diese Hoffnung galt, ins Rentenalter gekommen ist und oft aus der Kirche austritt. Er erinnert an den Satz, „die Menschen da abzuholen, wo sie stehen“. Er wie andere haben gelernt, ihn umzusetzen. „Nun müssen wir den Umstand akzeptieren, dass immer mehr Menschen gar nicht dahin wollen, wo wir sie hinführen möchten, zur Mitfeier der Sakramente.“ Der „heilige Rest“ derer, die ihren Glauben zu leben versuchen, reichen ihm nicht als Grund, alles zu belassen wie es ist. Es werde zu viel Tradition bedient und zu wenig Sehnsucht. Hinzu kommt eine wachsende Servicementalität der Gemeindemitglieder bei wachsendem Rückzug. Spürbar wird hinter seinen Ausführungen, wie sehr ihn das Unwissen, die fehlende Neugier der Menschen beschäftigt, die, weil es Tradition ist, Taufe, Firmung, Trauung nachfragen, aber den Priester nur als *Serviceleister* betrachten.

Als Kenner einschlägiger Untersuchungen über die deutsche katholische Kirche bilanziert er nüchtern und ernüchternd, dass sich am Bedeutungsverlust des gelebten Glaubens nichts geändert hat. Anfänglich betont er, dass es nicht so sei, als kenne er den zukünftigen Weg für Kirche und Gemeinden. Dennoch entwickelt er

in den Schlusskapiteln seinen „zaghaften Versuch einer etwas anderen Form der Gemeinde“. Ausgehend von soziologischen Veränderungen im Leben vieler Menschen, wie Mobilität und Schnellebigkeit, stellt er widersprüchliches Verhalten bei den gleichen Personen fest, wie Sehnsucht nach Beständigkeit bei gleichzeitiger Klage über das Beharrungsvermögen der Kirche. Frings möchte die Defizitorientierung überwinden. Er fragt nach dem Angebot, das wir denen machen können, die „religiös auf Zeit“ sind. Ihm schwebt eine Gemeinde vor, deren Gebiet nicht regional bestimmt ist. Die Menschen dieser Gemeinde entscheiden sich für diese, die offen ist für jeden, der gerne dazugehören möchte, ohne Bedingungen. Allein der Wunsch dazuzugehören zählt. Der Empfang der Sakramente ergibt sich erst aus der Zusage, wie sich jemand in die gelebte Form der Sakramente begeben will (zum Beispiel werden Kinder erst getauft, wenn die Eltern ihnen den Glauben weitergeben wollen).

Literatur

Thomas Frings: Aus, Amen, Ende?

Geb. Ausgabe Februar 2017, € 16,99

Verlag Herder, Freiburg

Die Gemeinde bietet den Menschen eine „gestaffelte Nähe“. Nicht die Tradition, sondern die Sehnsucht der Menschen bestimmt die von ihnen entwickelten Formen.

Frings erinnert an das Evangelium, in dem noch lange nicht alle Jesus nachfolgen, die ihm begegnet sind. Alle aber bekommen seinen Zuspruch. Erst wenn sie ihm nachfolgen wollen, werden sie mit seinem besonderen Anspruch konfrontiert.

Frings formuliert für seine Traumgemeinde: Von Kirche *etwas* wollen wird mit Zuspruch beantwortet, Kirche *sein* wollen mit Anspruch.

Ich empfehle dieses Buch sehr. Es ist gut zu lesen, auch in loser Folge der Kapitel. Es ist jeder Diskussion wert!

Barbara Kleineidam

Redaktionsschluss

Redaktionsschluss für Heft 4/2017 ist am 1.10.2017. (Nachrichten am 20.09.2017), Nachrichten, d. h. Termine, Berichte, Personalien, bitte weiterhin ausschließlich schicken an:

Karin Veit
Buchgasse 3
60311 Frankfurt
Tel. 069 463422
E-Mail: veitkarin@t-online.de

Aktuelles

Entwicklung und derzeitiger Stand von donum vitae

Frau Rita Waschbüsch, ist ehemalige Sozialministerin und Vizepräsidentin des Landtags im Saarland. Von 1988 – 1997 war sie Präsidentin des ZdK und ist weiterhin Mitglied im ZdK. Vor allem aber ist Frau Waschbüsch Gründungsmitglied von „donum vitae“ und bis heute dessen Vorsitzende. Aus diesem Grunde war sie von Helga Schädler gebeten worden, aus aktuellem Anlass die Jahreskonferenz über „donum vitae“ zu informieren. In ihrem Referat ging sie ausführlich auf die geschichtliche Entwicklung und den derzeitigen Status des Vereins ein.

1969 begann die sozialliberale Koalition gesellschaftspolitische Veränderungen umzusetzen, zum Beispiel die Neuregelung des §218 (1974) und die Scheidungsreform (1977).



Links: Rita Waschbüsch, rechts: Adelheid Singer-Luschka

§218.

Bis 1974 galt, dass in der Bundesrepublik Deutschland ein Schwangerschaftsabbruch nur dann legal vorgenommen werden konnte, wenn drei Ärzte bestätigten, dass das Leben der Mutter in Gefahr sei. Nach lebhaften gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen

beschloss die sozialliberale Koalition 1974 die sogenannte *Fristenregelung* (ohne Indikation, Straffreiheit während der ersten zwölf Wochen einer Schwangerschaft). Diese wurde nach einer Normenkontrollklage der Opposition vom Bundesverfassungsgericht als nicht der Menschenwürde (GG §1) entsprechend verworfen.

Daraufhin wurde 1976 das Modell der *Notlagenindikation* beschlossen, die Beurteilung oblag dem Arzt. Nach der Wiedervereinigung wurde eine Neuregelung nötig, da die DDR eine Fristenregelung hatte. Das BVG blieb bei den Formulierungen von 1975, betonte den Vorrang des Lebensrechts des Kindes vor dem Selbstbestimmungsrecht der Mutter. Schwangerschaftsabbruch blieb Tatbestand der Tötung, die angedrohte Strafe kann aber ersetzt werden durch die Pflicht zur ergebnisoffenen Beratung durch staatlich anerkannte Einrichtungen, die einen Schein auszustellen hatten, dass beraten wurde.

Die katholische Kirche in Deutschland hatte seit 1974 ein Netz von 268 Beratungsstellen aufgebaut (Träger: Caritas und SKF) und entschied 1995 nach intensiven Überlegungen, im staatlichen System zu bleiben und den Schein auszustellen, um möglichst viele Frauen zu erreichen und zu unterstützen. In Rom gab es große Bedenken, da der Schein die Überzeugungen der Kirche verdunkelte. Bischof Lehmann entwickelte 1998 einen Beratungs- und Hilfeplan, der von fast allen Bischöfen akzeptiert wurde. Bischof Dyba und Kardinal Meißner intervenierten dagegen in Rom und erreichten im September 1999, dass der Papst in einem Brief zum Ausstieg aufforderte, der an die Bischöfe gerichtet war, nicht an Laien. Alle Bischöfe, außer Bischof Kamphaus von Limburg, entsprachen der Bitte des Papstes. Danach wurde der (bürgerliche) Verein „donum vitae“ von Laien (für die es kein Verbot aus Rom gab), gegründet. Die Gründer rechtfertigen sich mit dem Hinweis, dass Laien aufgrund ihrer Taufe

und Firmung Aufgaben für und in der Gesellschaft haben (Enzyklika von Johannes Paul II.) Die Richtlinien des Vereins entsprechen dem Beschluss der Bischofskonferenz. Trotzdem wurde dem Verein Kirchenspaltung vorgeworfen.

Innerhalb von zwei Jahren entstand trotz vieler Hindernisse eine stattliche Anzahl von Beratungsstellen, Beraterinnen aus Caritas und SKF kamen zu „donum vitae“. Dem Verein wurde aber das Leben sehr schwer gemacht, er bekam kein Geld. Am Anfang finanzierte er sich aus privaten Krediten, später wurde der Verein staatlich anerkannt und die Bundesländer übernehmen 80% der Personalkosten, 20% der Kosten (etwa 4 Mill. €) müssen aus anderen Quellen (Spenden) kommen.

Wichtig zu wissen ist, dass es sich bei donum vitae nicht um einen Verein kirchlichen Rechts, sondern bürgerlichen Rechts handelt, der jedoch nicht außerhalb der Kirche steht. Das wurde aber zum Teil anders gesehen, z.B. forderten Frauen aus der kfd Haltern 2006 in einem Brief an den Papst Sanktionen bis zur Exkommunikation. Antwort durch den Nuntius: „Frauen dürfen nicht, was Bischöfe nicht dürfen.“

Dies führte 2006 zum **Abgrenzungsbeschluss der Bischöfe**.

Kardinal Meißner setzte bestimmte Regelungen durch, z.B. darf der Verein nicht in demselben Gebäude arbeiten wie Caritas oder SkF, und kirchlichen Mitarbeiterinnen wird die Mitwirkung verboten, sie dürfen dann nicht weiter im Kirchendienst arbeiten. Dies ist ein Problem, das viele engagierte Frauen trifft, z.B. Pastoralreferentinnen.

Brief an Kardinal Marx

Zehn Jahre nach dem „Abgrenzungsbeschluss“ sind wir – wie viele engagierte Katholiken – der Meinung, dass die Bischöfe diesen Beschluss zurücknehmen sollten. Die Jahreskonferenz beschloss deshalb einen Brief an Kardinal Marx, dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, in diesem Sinne zu senden.

Da donum vitae kein kirchlicher Verein ist, erhält er auch keinerlei finanzielle Unterstützung durch die Kirche. Nach der Rechtslage muss „donum vitae“ den Beratungsschein ausstellen, mit dem auch Abtreibungen ermöglicht werden. Der Verein verfolgt aber nicht einen feministischen Ansatz wie „pro familia“, sondern versteht sich als Netzwerk zur Hilfe und zum Schutz des Lebens in allen Phasen: ein bürgerlicher Verein, offen für alle, nicht nur für Katholiken, mit klarem Ziel.

Frauen werden bei donum vitae nicht nur beraten, sie erhalten Hilfe und werden begleitet. Dadurch sind Tausende von Kindern auf die Welt gekommen, und der Verein wird für das Recht auf Leben weiter kämpfen.

Inzwischen hat sich die Arbeit inhaltlich erweitert. Donum vitae versteht sich als Netzwerk zur Hilfe und zum Schutz des Lebens *in allen Phasen*.

Donum vitae hat als erster Verein ein *Modell* entwickelt für die *Beratung von Flüchtlingsfrauen*. Beraterinnen von donum vitae gehen in die Flüchtlingsunterkünfte. Wenn eine Konfliktberatung nötig ist, wird die Frau (mit Dolmetscherin) zur Beratungsstelle und dann weiter begleitet.

Karin Veit und Mathilde Pirzer-Hartmann



HELIAND – Kreis Katholischer Frauen

Bundesleiterin



Edith Lieb-Singe · Schauinslandstr. 18 · 68163 Mannheim

An den Vorsitzenden der
Deutschen Bischofskonferenz,
seine Eminenz
Kardinal Dr. Reinhard Marx

Edith Lieb-Singe

Telefon:

Telefax:

E-Mail:

Datum:

Schauinslandstr. 18

68163 Mannheim

0621 82 80 220

0621 810 93 77

edith.lieb_singe@web.de

im April 2017

Sehr geehrter Herr Kardinal,

als Mitglieder des HELIAND – Kreis katholischer Frauen sowie als Einzelne sind wir in Kirche und Gesellschaft auf vielfältige Weise engagiert, um die Botschaft Jesu greifbar und zeitgemäß in unserer Welt umzusetzen. Dazu gehört der Schutz des Lebens, auch und gerade in seinen ersten Anfängen. Darum bitten wir Sie als Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz dringend:

Die deutschen Bischöfe mögen die Abgrenzung der *donum vitae*-Mitglieder und Mitarbeiter/Innen von kirchlichen Gremien, Mitwirkungsgremien, Verbänden und Organisationen – erfolgt in der „Klarstellung zum Rechtsstatus der Initiative *donum vitae e.V.* ...“ 2006 – zurücknehmen und dies auch öffentlich kundtun.

Der HELIAND drängt vor allem aus pastoralen Gründen auf die Rücknahme der Abgrenzung:

Die Schwangerschaftskonfliktberatung in *donum vitae* erfolgt laut Satzung und in der Praxis mit dem erklärten Ziel, das Leben des ungeborenen Kindes zu schützen, indem die Schwangere und ihre Familie zu einer Entscheidung für das Kind ermutigt und ihr vielfältige Hilfen angeboten werden.

Die Berater/Innen folgen damit dem Gebot der Nächstenliebe ebenso wie dem Tötungsverbot, handeln also gemäß dem Glauben der Katholischen Kirche. Oft sind sie außerdem in vielen Bereichen der Katholischen Kirche ehrenamtlich engagiert.

Die o.g. Erklärung der Bischöfe hingegen stellt die Arbeit der Beraterinnen und Berater von *donum vitae* den „Positionen der Kirche“ gegenüber, als würde sie nicht den kirchlichen Positionen entsprechen. Damit werden Mitarbeiter/innen und Ehrenamtliche letztlich wegen ihres Engagements für das Leben aus der Katholischen Kirche ausgegrenzt und diskriminiert.

Ausgrenzung und Diskriminierung werden verstärkt, da *donum vitae* im Wortlaut der o.g. bischöflichen Erklärung als „eine Vereinigung außerhalb der Katholischen Kirche“

DEUTSCHE BISCHOFSKONFERENZ
DER SEKRETÄR



Frau
Edith Lieb-Singe
Bundesleiterin HELIAND
Schauinslandstr. 18
68163 Mannheim

Kaiserstraße 161
53113 Bonn

Postanschrift
Postfach 29 62
53019 Bonn

Ruf 0228-103-0
Direkt 0228-103-290
Fax 0228-103-299
e-mail: sekretaer@dbk.de

AZ : PA S 0912/17

Bonn, den 02. Mai 2017

Sehr geehrte Frau Lieb-Singe,

Sie haben gemeinsam mit Ihrer Stellvertreterin und der Geistlichen Begleiterin einen Brief an den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz geschrieben, in dem Sie einen von der Jahreskonferenz des HELIAND-Kreises Ende März gefassten Beschluss zu *donum vitae* übermitteln. In Ihrem Schreiben würdigen Sie die Arbeit des Vereins und seiner Beraterinnen und wünschen sich eine positivere Wahrnehmung durch die deutschen Bischöfe, als sie in der „Erklärung der deutschen Bischöfe zu Donum Vitae e.V.“ vom 20. Juni 2006 festgehalten wurde.

Kardinal Marx dankt Ihnen herzlich für Ihre Mitsorge. Sie dürfen gewiss sein, dass er mit den Anliegen, die Sie bewegen, vertraut ist. Er ist froh über jeden Einsatz für den Schutz ungeborener Kinder ebenso wie das Bemühen, Mütter und ihr Umfeld für ein Leben mit dem Kind zu ermutigen.

Mit freundlichen Grüßen

P. Dr. Hans Langendörfer SJ

Tag der Diakonin 2017

Ein Amt mit Zukunft auch für Frauen

Tagungszentrum Hohenheim, Stuttgart, Samstag, 29. April 2017

Vor 20 Jahren wurde in einem internationalen theologischen Fachkongress in Stuttgart mit großem Engagement für den Diakoniat der Frau das Netzwerk „Diakoniat der Frau“ gegründet. Deshalb wurde auch in diesem Jahr die 20jährige Jubiläumsveranstaltung wieder in Stuttgart, in Kooperation mit der Akademie der Diözese Stuttgart, veranstaltet und zwar gemeinsam vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK), der katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd), dem Katholischen Deutschen Frauenbund (KDFB), und dem Netzwerk Diakoniat der Frau.

Der Gottesdienst zu Beginn der Tagung hatte zur Grundlage den Text aus Gal. 3,26-29:

„...denn alle seid ihr durch den Glauben Söhne und Töchter Gottes...Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich, denn ihr seid alle eins in Christus...“ und er zeigte in vielfältigen Formen die weibliche Gestaltungskraft auch in der Liturgie.

In der ersten Gesprächsrunde gab es einen Rückblick auf die Geschichte dieses drängenden Prozesses. Prof. Dr. Peter Hünermann, Tübingen, Gründer und Hauptinitiator des Netzwerkes, Mechthild Jansen (Diözesanrat Essen), und Dr. Dorothea Reiningger (Uni Osnabrück), Mitbegründerin, zeigten auf, wie seit dem 2. Vat. Konzil immer wieder Forderungen nach dem Diakoniat gestellt wurden und wieder und wieder von Rom blockiert wurden. Es wurde immer wieder am alten Amtsverständnis festgehalten. Besondere Klatschen 1976 und 1992. Prof. Hünermann: „Immer wieder dieselben Ausflüchte. Es wurde unehrlich mit den Ergebnissen umgegangen. Das macht die Treue im Glauben zu einer schweren Glaubensfrage.“ Immerhin hat Papst Franziskus, der von seiner lateinamerikanischen Herkunft her sich noch nicht mit der Frage befasst hat, eine Kommission eingesetzt, die das Diakoninnenamt in den ersten

Jahrhunderten der Kirche untersucht. Sie ist fair besetzt: 6 Frauen, 6 Männer aus der ganzen Welt.

Das Schlusswort dieser Runde: Es gibt eine Reformbedürftigkeit des Amtes, nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer.

Mit der Gründung des Netzwerkes wurde auch der „Diakonatskreis“ ins Leben gerufen. Darin wurden Frauen, die sich zum diakonischen Wirken berufen fühlen, in dreijährigen Kursen praktisch und theologisch ausgebildet. Ein zweiter Diakonatskurs folgte, ein dritter ist in Vorbereitung. Diese Frauen stehen bereit für „etwas was es nicht gibt“.

Ein Blick in den Saal führte zu der Feststellung: Es sind wenig junge Frauen da. Ist der Zug schon abgefahren?

Nach dem Mittagessen gab es dann die große Podiumsdiskussion, mit Sr. Dr. Katharina Ganz, Generaloberin der Oberzeller Franziskanerinnen, Bettina Jarasch MdA Bundesvorstand Bündnis 90/ die Grünen, Dr. Claudia Lücking, MdB und Vizepräsidentin des ZdK, Dr. Thomas von Mitschke-Collande, Unternehmensberater, Mitglied des ZdK und Prof. Dr. Hubert Wolf, Kirchenhistoriker.

Dr. Katharina Ganz berichtet von dem Treffen der 870 Generaloberinnen aus der ganzen Welt in Rom mit Papst Franziskus. Im Vorfeld hatten die Schwestern ihn gebeten, keine Ansprache zu halten, sondern sich ihren Fragen zu stellen. Diese kamen aus allen Kontinenten: Dürfen wir in der Eucharistiefeier predigen? Welche Stellung hat die Frau in der Kirche? Kann eine Frau eine Diakoninnenweihe empfangen? Der Papst nahm sich Zeit dafür. Ein Erfolg ist sicherlich die Einsetzung der Kommission zur geschichtlichen Überprüfung des Diakonats der Frau. Für Frau Dr. Lücking ist das Theologische nur vordergründig. Das Ganze ist eine Machtfrage und man will nicht handeln.

Der Unternehmensberater gab zu bedenken: Ein Unternehmen, das 50% seiner Kapazität brachliegen lässt, kann nicht lange bestehen.

Aus allen Beiträgen war das Drängende dieser Frage heraus zu hören: Wird das Diakonat der Frau endlich eingeführt? Können sich die deutschen Bischöfe auf eine gemeinsame Linie verständigen? Und was können wir dafür tun, um endlich Gehör zu finden?

Klare Antwort von Mitschke-Collande: „Stellen sie sich hinter ihren Bischof und schicken sie mutige Vorschläge nach Rom.“

Noch deutlicher wird Prof. Wolf, der dazu aufruft, in der Forderung nach einem Diakonat der Frau nicht nachzulassen. „Katholisch sein heißt, weit und dynamisch zu sein und die Zeichen der Zeit zu erkennen. Der Papst selber fordere ja die Bischöfe auf, Vorschläge zur Neugestaltung der Kirche zu machen.“ Deutschland braucht Diakoninnen.

Es wurde eine Abschlusserklärung formuliert. Darin werden die Bischöfe aufgefordert, sich für die Einführung des sakramentalen Diakonats der Frau einzusetzen.

Gertrud Reinhardt

PS. Mir kam in Stuttgart spontan die Idee, ob wir als „Heliand“ nicht Mitglied in diesem Netzwerk werden sollten.

Ökumenischer Frauengottesdienst 2017

Am Freitag, dem 26. Mai, fand im Rahmen des Evangelischen Kirchentags in der Pfingstkirche in Berlin-Friedrichshain der Ökumenische Frauengottesdienst statt, zu dem der Christinnenrat eingeladen hatte.

„Maria aber stand auf“ – so heißt es zu Beginn des Lukasevangeliums und so hieß denn auch das Thema des Gottesdienstes „Maria steht auf“. Er stellte Lukas 1,39-56 in den Mittelpunkt und knüpfte zugleich interaktiv an das Online-Projekt „Reformation ist überall – FrauenPerspektiven“ des Christinnenrates an.

Der Gottesdienst wurde vorbereitet vom Christinnenrat, einem Zusammenschluss von

ökumenisch arbeitenden Frauenorganisationen, Netzwerken und Gremien in ganz Deutschland. Konkret waren wir eine Gruppe von 11 Frauen aus den verschiedenen Mitgliedsorganisationen, ich vertrat dabei die AGKath, insbesondere den Heliand (was so auch im Veranstaltungsheft und Liederblatt des Gottesdienstes stand).



Vorbereitungsgruppe: Gundula Hellmann rechts

Wir trafen uns einige Male stets einen Montag lang im Evangelischen Zentrum Männer und Frauen in Hannover unter der Leitung von Frau Ruth Hess und spürten – jede auf dem Boden der eigenen Konfession, Lebenserfahrung und „Marien-Vorbildung“ - folgenden Fragen nach:

Was bedeutet uns diese Maria? Wie sehen wir sie an, wie wurde sie angesehen – von Christinnen und Christen quer durch die Konfessionen; von Elisabeth, zu der sie sich schwanger aufmacht; zuallererst aber von Gott selbst? Wie wird die prophetische Kraft ihres Lobgesangs hier und heute spürbar? Wo können wir für Gerechtigkeit aufstehen – mit Maria?

Für uns als Vorbereitungsgruppe war die persönliche Beschäftigung mit dem Magnifikat und der Person Marias eine intensive Erfahrung, die wir in einem szenischen Gespräch mit den GottesdienstbesucherInnen teilten. Im Gottesdienst konnten wir die Aktion des Christinnenrates „Eine frauengerechte Kirche ist für mich ...“ nochmal aufgreifen, in dem wir entsprechend der Aktion Karten beschrifteten,

die später eingesammelt wurden, und damit die Aktion abschließen.

Frau Dr. Marlene Crüsemann und Dr. Anette Jantzen predigen, die Musik machten Astrid Herrmann, ihr Bruder Alex Herrmann und Flois Knolle-Hicks. Die Predigten und auch Fotos vom Gottesdienst sowie die Textkarten können auf der Internetseite des Christinnenrates (www.christinnenrat.de) unter „Aktuelles“ gelesen und betrachtet werden. Insbesondere die sogenannte „Slam-Predigt“ von Frau Jantzen aus Aachen hat mir ausgesprochen gut gefallen und ist lesenswert!

Mitgebracht habe ich euch aus dem Gottesdienst das Magnifikat nach D. Sölle

Es steht geschrieben, dass Maria sagte:
Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freut sich Gottes meines Heilandes, denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen.
Siehe, von nun an werden mich seligpreisen alle Kindseskinder.

Heute sagen wir das so:
Meine Seele sieht das Land der Freiheit und mein Geist wird aus der Verängstigung herauskommen.
Die leeren Gesichter der Frauen werden mit Leben erfüllt und wir werden Menschen werden, von Generationen vor uns, den Geopferten, erwartet.

Es steht geschrieben, dass Maria sagte:
Denn er hat große Dinge an mir getan, der da mächtig ist und dessen Name heilig ist.
Und seine Barmherzigkeit währt von Geschlecht zu Geschlecht.

Heute sagen wir das so:
Die große Veränderung, die an uns und durch uns geschieht, wird mit allen geschehen – oder sie bleibt aus.
Barmherzigkeit wird geübt werden, wenn die Abhängigen das vertane Leben aufgeben können und lernen, selber zu leben.

Es steht geschrieben, dass Maria sagte:
Er übt Macht mit seinem Arm und zerstreut die Hochmütigen.
Er stößt die Gewaltigen von ihren Thronen und die Getretenen richtet er auf.

Heute sagen wir das so:
Wir werden unsere Besitzer enteignen und über die, die das weibliche Wesen kennen, werden wir zu lachen kriegen.
Die Herrschaft der Männchen über die Weibchen wird ein Ende nehmen, aus Objekten werden Subjekte werden, sie gewinnen ihr eigenes besseres Recht.

Es steht geschrieben, dass Maria sagte:
Hungrige hat er mit Gütern gefüllt und die Reichen leer hinweg geschickt.
Er denkt der Barmherzigkeit und hat sich Israels seines Knechts angenommen.

Heute sagen wir das so:
Frauen werden zum Mond fahren und in den Parlamenten entscheiden.
Ihre Wünsche nach Selbstbestimmung werden in Erfüllung gehen und die Sucht nach Herrschaft wird leer bleiben.
Ihre Ängste werden gegenstandslos werden und die Ausbeutung ein Ende haben.

(Übrigens: Berlin-Friedrichshain war ursprünglich ein Park zu Ehren von Friedrich II.

Am 22.März 1848 wurden dann in diesem Park die Opfer der Revolution beigelegt. So wurde Friedrichshain vom Ehrenzeichen für den Monarchen zu einem Symbol der Revolution, zu einem Symbol derer, die aufstehen.)

Gundula Hellmann

Wir bitten noch einmal herzlich um Spenden für das Projekt „Frauenarbeit in Südafrika“ und würden uns auch über Spenden für die Förderung des Schulbesuchs von Kindern im Süd-Sudan freuen. Vielen Dank an alle.

Missionskonto
des HELIAND – Kreis Katholischer Frauen
LIGA Bank Regensburg,
IBAN: DE 75 7509 0300 0002 2192 98
BIC: GENODEF1MO5